„Panamerikanische Legion"

Privattelegramm der DNB.

= Buenos Aires, 20. Mai

Nach einer Meldung aus Mexiko-City sah sich der mexikanische Staatspräsident veranlaßt, seinen Bürgern den Eintritt in das USA.-Heer zu „erlauben". Die soeben unterzeichnete Verordnung, bei deren Abfassung Washington zweifellos maßgebend beteiligt war, versichert den in nordamerikanische Kriegsdienste tretenden Mexikanern, daß sie dadurch ihre mexikanische Staatsangehörigkeit nicht verlieren. Dies entspricht völlig den kürzlich von der USA.-Zeitschrift „Fortuna" geäußerten Gedanken der Bildung einer „Panamerikanischen Legion" in Zusammenarbeit mit der USA.-Armee. Dieser Vorschlag liege, gemäß der dem Weißen Haus nahestehenden Zeitschrift, bereits dem Generalstab in Washington zur Prüfung vor. Diese Söldnertruppe solle der USA.-Armee angegliedert werden, und sei bestimmt, die Gebietsteile der USA. zu schützen. Gleichzeitig wolle man so eine innere Erhebung der südamerikanischen Staaten gegen die Herrschaft der USA. schaffen, die nach „Fortuna"-Ansicht durchaus im Bereich der akuten Möglichkeiten liege. Gleichzeitig biete diese Söldnertruppe die Möglichkeit, die gesamten südamerikanischen Staaten in den Krieg gegen die Achsenmächte zu verwickeln, um hierdurch die Unterjochung komplett zu machen.

Aehnliche Gedanken wurden jüngst von Alden Smith, dem amerikanischen Sach- und Leihkommissar in Australien, auf währungspolitischem Gebiet geäußert. Smith erklärte nämlich, die USA. würden das Leih- und Pachtgesetz, wenn notwendig, immer wieder weiter verlängern. Es sei leicht möglich, daß man auf diesem Wege allmählich zu einer „gemeinsamen Währung für alle vereinigten Nationen" komme. Gleichzeitig erfährt man zu dem gestern gemeldeten „Verteidigungsabkommen" zwischen Washington und Panama noch folgende in dem Abkommen enthaltene Vereinbarungen: 1. Die Regierung von Panama verzichtet auf den Besitz der panamesischen Eisenbahnen in den Städten Panama und Colon, und 2. die Regierung von Panama überträgt den USA. die Verwaltung und den Besitz der panamesischen Wasserwerke.

USA.-Tankerlage alarmierend

Erklärungen Roosevelts nach einer Konferenz im Weißen Haus

* Genf, 20. Mai

Die deutschen U-Boots-Erfolge an der amerikanischen Küste haben nach den letzten Berichten aus USA. dem amerikanischen Volke gezeigt, wie unzuverlässig die Berichterstattung der Presse und der großen Nachrichtenagenturen über den Verlauf der kriegerischen Operationen in den letzten Wochen gewesen ist. Dem amerikanischen Volke war wiederholt nicht nur von Zeitungen, sondern auch von höchsten verantwortlichen Stellen, wie zum Beispiel vom Marineminister Knox, erklärt worden, die USA.-Kriegsmarine „habe die Lage gut in der Hand", und bis Ende April werde die U-Boots-Gefahr so gut wie behoben sein. Um so größeren Eindruck macht es jetzt, daß die Schiffsverluste infolge von U-Boots-Angriffen eine noch nie dagewesene Höhe erreicht haben, und daß vor allem die Tankerverluste katastrophal zu werden drohen.

Im Weißen Haus fand daher eine längere Sitzung statt, die sich mit der Frage der Oelversorgung der wichtigen Industriebezirke an der Ostküste der USA. beschäftigte. Da weder die Zahl der Tanker ausreicht noch die Eisenbahnen in der Lage sind, den verstärkten Anforderungen zu entsprechen, will man jetzt wieder auf die schon früher erörterten, aber dann zurückgestellten Pläne, neue Oelleitungen aus Texas nach dem amerikanischen Osten zu bauen, zurückgreifen. Dadurch ist aber eine Milderung der augenblicklichen Oelknappheit, die die Erzeugung der Rüstungsindustrie bereits wesentlich beeinträchtigt, nicht zu erwarten, da der Bau der Oelleitungen natürlich geraume Zeit in Anspruch nimmt. In Amerika erkennt man erst jetzt, daß man sich Monate hindurch an astronomischen Zukunftszahlen berauscht hat, und stellt ernüchtert fest, daß es in diesem Krieg nicht auf irgendwelche Zukunftszahlen ankommt, sondern darauf, jetzt und in diesem Jahr das nötige Rüstungsmaterial und noch mehr die nötige Schiffstonnage zu erzeugen.

Wie stark sich aber die großen Schiffsverluste an der amerikanischen Küste auszuwirken beginnen, beweist eine Erklärung Roosevelts auf der gestrigen Pressekonferenz des Weißen Hauses. Roosevelt erklärte, in weiten Kreisen sei man sich über den Ernst der Petroleumlage noch nicht im klaren. Diese Frage müsse unbedingt als vordringlichstes nationales Problem behandelt werden. Man müsse sämtliche zur Verfügung stehenden Tankeisenbahnwagen und Tanklastwagen, in wessen Besitz sie auch immer seien, sofort zusammenfassen, da nicht mehr genügend Schiffe für die Beförderung des Petroleums zur Verfügung ständen.

Das Unterhaus ruft nach Churchill

Gedämpfte Attlee-Rede im Schatten des Transportproblems — Stärkeres für die englische Luftwaffe gefordert

Telegramm unseres Korrespondenten

△ Stockholm, 20. Mai

Im britischen Unterhaus kam es am Dienstagabend zu lebhaften Angriffen gegen Churchill. Eine Reihe von Abgeordneten hatte an die Regierung Fragen gerichtet, die Churchill selbst beantworten sollte. Dieser hatte es jedoch vorgezogen, nicht zu erscheinen und sich durch seinen Stellvertreter, Attlee, verteidigen zu lassen. Attlees gewundene Erklärungen machten jedoch wenig Eindruck, und die Interpellanten, die aus allen Parteilagern, auch aus dem Kreise der Konservativen, kammen, machten ihrer Entrüstung über Attlee, aber vor allem über Churchill, stürmisch Luft. Von Churchill wurde immer wieder mit lauten Rufen gefordert, er möge endlich vor dem Unterhaus erscheinen, um sich der Kritik zu stellen.

Attlees Ausführungen waren denn auch im einzelnen wenig ermutigend. Er versprach, alles zu tun, um die britischen Truppen in Indien und auf Ceylon zu verstärken. Auf der anderen Seite aber sei es unmöglich, ausreichende Kräfte an jeden Punkt der Front zu werfen. Man müsse daher zunächst die Entschleierung des japanischen Hauptzieles abwarten, bevor man die Truppen entsprechend konzentrieren könne. General Alexander erzielte Attlee für seine Niederlage in Burma das Zeugnis, daß im Verlauf dieses Krieges zur höchsten Auszeichnung für britische Generale geworden ist: daß der Rückzug mit großer Geschicklichkeit ausgeführt worden sei. Im Interesse der Verteidigung Australiens, versicherte Attlee dann, würde England jede Gefahr auf sich nehmen. Wie und womit Australien zu Hilfe gekommen werden soll, verschwieg der Redner. Ein nicht minder spärlicher Trost wurde den Sowjets zuteil, denen Attlee versicherte, daß das „Programm der Sowjethilfe aufrechterhalten" bleibe, „obwohl es nicht sehr leicht" sei. Zum Schluß betonte Attlee die ungeheuren Entfernungen zwischen Murmansk, Afrika und Ostasien, die alle des Schutzes durch Seestreitkräfte bedürften, und stellte fest, daß jede Bewegung von Transportproblemen abhänge.

Nach diesen Darlegungen Attlees, die sich durch ihren recht bescheidenen Ton von der Churchill-Rede vom 10. Mai erheblich unterschieden, bemerkte der Labourabgeordnete Greenwood, daß die letzten „Erfolge" auf Madagaskar keineswegs aus der öffentlichen Meinung die Erinnerung an die schweren Niederlagen zu löschen vermöchten. Im Zusammenhang mit dieser Debatte verdient eine Aeußerung Beachtung, die der Vorsitzende der Gewerkschaft der englischen Werftarbeiter, Harrison, auf deren Jahreskongreß machte. Harrison erklärte u. a.: „Die Sowjetunion kann den Krieg für uns nicht gewinnen. Wir können nicht von der Erinnerung leben, daß Dünkirchen ein Sieg war. Wir müssen realistisch genug sein, einmal einzusehen, daß wir bisher nur verdammt viel Hiebe bekommen haben." Der biedere Gewerkschaftler rief dann wieder einmal nach der Offensive. Daß jedoch die geringfügigen Versuche der Briten, an irgendeinem Punkte die Initiative zu ergreifen, immer mit schweren Niederlagen endeten, zeigte der ergebnislose Angriff auf den Kreuzer „Prinz Eugen". Nach neueren Feststellungen des deutschen Oberkommandos bezahlten die Briten ihre Angriffe auf die deutschen Seestreitkräfte mit 34 Flugzeugen. Insgesamt verlor die britische Luftwaffe an diesem Tage 60 Flugzeuge und über 150 Mann fliegendes Personal.

Auch in London hat sich nunmehr die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Angriff auf „Prinz Eugen" trotz beträchtlichen Kräfteaufwands und entsprechender Verluste erfolglos gewesen ist, nachdem man sich tagelang an dramatischen Schilderungen erfreut hatte. Die Presse glaubt die Gründe des Mißerfolges in dem Fehlen gewisser Waffen gefunden zu haben und fragt wieder sehr eindringlich, wann endlich die Regierung die Luftwaffe durch Stukas zu kompletteren gedenke. Auch benötige man mehr Torpedoflugzeuge. Dieser Mangel hätte sich schon dem Durchbruch schwerer deutscher Einheiten durch den Kanal gezeigt. Aber es sei noch nichts unternommen worden, um das zu ändern. Auch die englischen Torpedos genügten immer noch nicht.

„Feldzug rein wirtschaftlicher Natur"

Die Entschuldigung für Britanniens Burma-Niederlage — Unentwegte Luftangriffe auf fliehende Briten

Telegramm unseres Korrespondenten

Bern, 20. Mai

Der Rückzug der Engländer aus Burma wird, so meldet der Sonderberichterstatter der „Neuen Züricher Zeitung", Boshard, unter dem 18. Mai aus Delhi, jetzt „als eine bedeutende militärische Tat gewertet, für die General Alexander, der sich bei der Räumung von Dünkirchen auszeichnete, den Ruhm davonträgt". Im übrigen nähere sich der Feldzug seinem Abschluß, da die Engländer seit 48 Stunden den Kontakt mit dem Gegner verloren hätten. Trotz dieser Feststellung britischer Kreise in Indien kann nicht geleugnet werden, daß Washington mit dem Ausgang dieser Operationen sehr unzufrieden ist, da die Amerikaner erwartet hatten, Alexander werde doch so lange die Stellungen halten können, bis der Monsun einsetze. Die Verantwortung für die Operationen trifft aber nicht nur den General Alexander, der sich übrigens bitterlich beschwerte, daß die britische Presse von den 5000 nach Indien Geflohenen seiner Armee als von „Ueberlebenden" gesprochen habe, sondern sie trifft in gleichem Maße auch General Wavell, der, wie der stellvertretende britische Ministerpräsident Attlee gestern im Unterhaus feststellte, für die Operationen der britischen Truppen in Burma verantwortlich zeichnet.

Auch aus Akyab, das an der Westküste von Burma liegt, werde ein „geordneter Rückzug" der britischen Streitkräfte gemeldet. Militärische Kreise in Delhi erklären, so meldet der Korrespondent weiter, der Hauptzweck des Feldzuges in Burma sei „wirtschaftlicher Natur". Es habe sich bei allem darum gehandelt, das Land wirtschaftlich für die Japaner unbrauchbar zu machen, die feindlichen Operationen nach Möglichkeit zu verzögern und den Japanern möglichst große Verluste beizubringen. Die Lächerlichkeit dieser Ausrede liegt auf der Hand. Nach dem Rückzug der Briten erstrecke sich, so meinen die gleichen Kreise weiter, der japanische Machtbereich jetzt von Rangun an der Westküste entlang und über das Bergland zwischen Burma, Bengalen und der Provinz Assam bis in den äußersten Norden von Burma.

Daß es im übrigen mit dem „geordneten Rückzug" der Briten nicht allzuweit der sein kann, zeigen die Meldungen aus japanischer Quelle, wonach die fliehenden Briten unablässig durch japanische Luftangriffe verfolgt werden. So belegten japanische Kampfflugzeuge die Eisenbahnanlagen von Bahadurpur (31 Kilometer westlich Manipur) und Silcher (100 Kilometer westlich Manipur) überraschend erfolgreich mit Bomben und erzielten dabei Treffer auf Eisenbahnzüge, die mit britischen Rückzugstruppen besetzt waren. Bei beiden Städten handelt es sich um zwei wichtige Knotenpunkte der Verbindungslinie Indiens mit Tschungking in der indischen Provinz Assam.

Sowjetpanzergrab vor Charkow

Kertsch-Durchbruch, das Heldenlied der Einzelkämpfer

dnn. Dresden, 20. Mai

Der rasche und durchschlagende Erfolg der Schlacht von Kertsch, der die Ueberlegenheit der deutschen Wehrmacht noch einmal bestätigte, war nur möglich durch den kühnen, selbstlosen Einsatz zahlloser deutscher Einzelkämpfer, die sich wieder einmal selbst übertrafen.

So hatte ein Infanteriebataillon den Auftrag, den Panzergraben bei Parpatsch und die feindlichen Stellungen dahinter zu öffnen. Den ersten Stoß führte ein Leutnant mit seiner Kompanie. Sie durchschnitten die Drahthindernisse, sprangen über die Wolfsgruben und Astverhaue und standen, als die deutsche Artillerie ihr Feuer vorverlegte, im heftigsten Feuer der Bolschewisten im Panzergraben. Mit mitgebrachten Sturmleitern kletterten sie an der anderen Grabenböschung empor. Mit dem Ruf: „Vorwärts! Los, Kameraden!" sprang der Leutnant über die Grabenschlitzung. Dabei traf ihn eine feindliche Kugel, die ihn zu Fall brachte. Im Bruchteil einer Sekunde sprang er auf: „Ach, nichts Besonderes!" Schon war er wieder hoch und stürmte weiter. Während seine Kompanie Graben um Graben aufrollte, Bunker um Bunker knackte, wuchs die feindliche Gegenwehr. Der deutsche Angriff wollte ins Stocken geraten. Da stürmte der Bataillonskommandeur selbst mit der Spitze der vordersten Kompanie los. So wurde das feindliche Stellungssystem bereits am ersten Angriffstag durchstoßen.

Die Vernichtung der Reste des Feindes auf Kertsch vollzog sich unter erbittertsten Kämpfen. Besonders hart wurde noch um das bereits erwähnte Hüttenwerk gekämpft. Auch die in einem alten Festungswerk eingeschlossenen feindlichen Kräfte in Stärke von etwa 3000 Mann wurden aufgerieben. Im Raum von Charkow tobten die Kämpfe in unvermindertster Heftigkeit an, wobei der Feind wiederum Massen von Menschen und Material einsetzte. Die Hauptkampfstellungen blieben fest in deutscher Hand. Neueste Meldungen lassen darauf schließen, daß die feindlichen Panzerverluste noch weiter im Steigen sind. Auch bei einem deutschen Vorstoß südwestlich Orel hatte der Feind hohe blutige Verluste.

Tagesangriff auf den Hafen Brighton

dnb. Aus dem Führerhauptquartier, 19. Mai

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Vernichtung des letzten Restes des Feindes auf der Halbinsel Kertsch hatte vor dem Abschluß. Im Raum von Charkow wurden weitere, mit massivsten Mitteln geführte Angriffe des Feindes abgeschlagen. Hierbei wurden am gestrigen Tage wieder 80 feindliche Panzer abgeschossen. Weitere 21 Panzer und über 500 Gefangene aller Art wurden durch die Luftwaffe außer Gefecht gesetzt. Damit hat sich die Zahl der feindlichen Panzerverluste seit Beginn dieser Kämpfe auf 447 erhöht. Im mittleren und nördlichen Abschnitt der Ostfront waren eigene örtliche Angriffe erfolgreich. Im rückwärtigen Gebiet des mittleren Frontabschnitts wurde eine Reihe bolschewistischer Banden aufgerieben.

In Bengasi erzielten die deutschen Truppen in erbittertem Waldkämpfen gute Fortschritte. Feindliche Gegenangriffe wurden abgewiesen. In den Gewässern der Halbinsel Kola wurde ein großes Frachtschiff durch Bombenspreng- und -treffer so schwer beschädigt, daß mit seinem Verlust gerechnet werden kann. Luftangriffe auf Murmansk richteten erhebliche Zerstörungen im Hafengebiet an. Die Sowjets verloren in Luftkämpfen 45 Flugzeuge, darunter 15 Curtiss.

In Nordafrika griffen deutsche Kampffliegerkräfte Malta und Bengasi und der Briten im Raum um Tobruk sowie die Widerstandsnester der Briten erfolgreich an. Unter Malta schwere deutsche und italienische Jäger in Luftkämpfen fünf britische Flugzeuge ab.

An der Südküste Englands belegten leichte Kampfflugzeuge am Tage kriegswichtige Ziele der Hafenstädte Brighton und Deal wirksam mit Bomben. Hierbei wurden Treffer in Bahn- und Fabrikanlagen beobachtet.

Feindliche Spähtruppe in der Cyrenaika geworfen

dnb. Rom, 19. Mai

Der italienische Wehrmachtbericht vom Dienstag meldet: In der Cyrenaika wurden einige starke feindliche Spähtruppe von vorgeschobenen Panzerfahrzeugen, andere von leichtem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zurückgeworfen. Eine feindliche Abteilung wurde südlich von El Mechili gefangengenommen. Feindliche Kraftwagen wurden im Küstengebiet von Aufklärungsflugzeugen wirksam mit Maschinengewehrfeuer belegt.

Im Blickpunkt

Major Alexander v. Winterfeldt, der sich als Gruppenkommandeur in einem Jagdgeschwader im Balkanfeldzug das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erworben hatte, fand den Fliegertod.

Auf seiner ersten Dienstbesichtigung im Reichskommissariat Ostland weilte Reichsminister Rosenberg auch in Reval. Von einer großen Anzahl von Abordnungen wurde ihm der Dank für die Befreiung von der bolschewistischen Barbarei übermittelt.

Der norwegische Ministerpräsident Vidkun Quisling erklärte nach einem Besuch an der Ostfront vor der norwegischen Presse, die Stimmung dort sei von Siegesbewußtsein erfüllt.

Die türkische Nationalversammlung hat den Antrag der Regierung angenommen, Tee und Kaffee unter staatliche Monopolbewirtschaftung zu stellen, um Schleichhandel und Verteuerungen zu unterbinden.

Die japanische Regierung beschloß, den Kredit bei Banken, [illegible] Rat für den Kampf Großostasiens, [illegible] Persönlichkeiten anzuhören, noch weiter zu verstärken.

Das amerikanische Militärkommando auf Island hat erneut zum Rücktritt der Regierung aufgefordert. Außenminister Olafur Thors, der Bruder des isländischen Gesandten in USA., hat ein neues Kabinett gebildet.

Der neuernannte Botschafter Argentiniens in Frankreich, Ricardo Olivera, ist in Vichy eingetroffen.

Der ungarische Propagandaminister hielt in einer in Kaschau Magyarvar gehaltenen Rede, daß die ungarische Nation nur von einem Sieg der Achse die Sicherung ihres nationalen Daseins und ihrer Unabhängigkeit erhoffen könne.

Im Juni werden in ganz Portugal außerordentliche Militärübungen durchgeführt, an denen sich das Heer und die Portugiesische Legion beteiligen werden.

Die argentinische Regierung hat den Export von Flugzeugen und Flugzeugersatzteilen verboten.

In Nanking wird eine Agitationswoche zur „Vernichtung der angelsächsischen Gifte" veranstaltet.

Unter 3800 bereits eingezogenen Gefangenen Gefangene Juden werden weitere 4000 zu Bauarbeiten in der Todtstadt herangezogen werden, da sie sich nicht an die Polizeivorschriften gehalten haben.

General Rafael Trujillo wurde zum Präsidenten der Dominikanischen Republik gewählt.

Die kleinere Liebe

ROMAN VON ANNEMARIE ARTINGER

5. Fortsetzung

Peter Irlacher sah die rasche Beweglichkeit ihres Gesichtes, die Anmut ihrer Bewegungen. Sie war ihm sofort vertraut. Eine leise, sanftste Wärme zog in sein Herz. Helgas Blick traf ihn, und der lodgleiche, zu jeder Hingabe bereite Ausdruck seines Gesichtes erschreckte sie tief.

„Sie haben neue Pläne, Klemens? Warum haben Sie mir davon nichts gesagt?" fragte der Professor. „Sind sie für die Ausstellung angemeldet?"

„Das hoffe ich nicht", antwortete Klemens etwas verlegen.

Der Professor scheint ihn so wirklich ernstzunehmen, überlegte Helga. Wer hätte das geglaubt nach dem Tisch, den er malen will! Aber ich hatte ihn viel angenehmer in Erinnerung. Eigenartiger, persönlicher; es ist gar nichts Besonderes an ihm.

„Seit wann vertrauen Sie Ihre Pläne flüchtigen Bekanntschaften an und verschweigen sie Ihren Freunden?" fragte der Professor hartnäckig weiter.

„Ach, wenn die flüchtigen Bekanntschaften so reizvoll sind —", mischte sich Peter Irlacher ins Gespräch.

Glatt, platter, am plattesten, dachte Helga und warf ihm einen schnellen, mißbilligenden Blick zu, der ihre Gedanken so deutlich verriet, daß Peter Irlacher laut aufjuchte und auch Klemens ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Helga beobachtete die Veränderung, die dieses Lächeln in sein Gesicht brachte, unglaublich verblüfft. Dann senkte sie die langen, dunklen Wimpern. Nun begriff sie wieder, weshalb er sie so beschäftigen konnte, weshalb sie ständig an ihn hatte denken müssen. Es schien ihr plötzlich eine schwierige und undurchführbare Sache, diesem jungen Mann noch einmal voll ins Gesicht zu sehen, und sie wagte nicht, den Blick zu heben.

„Entschuldigen Sie, aber meine Mutter erwartet mich heute pünktlich", sagte sie und gab dem Professor rasch die Hand.

„Warum denn so eilig, nehmen Sie uns doch mit!" rief Klemens.

„Bitte schön!" antwortete Helga.

Die beiden Männer verabschiedeten sich von dem Professor. Er sah ihnen nach mit klugen Augen und einem freundlichen, alle beginnenden Dummheiten im voraus verzeihenden Lächeln.

Die drei jungen Menschen gingen durch den Torbogen auf die Straße. Es war so etwas wie der erste Frühlingstag an diesem Märzmorgen. Die Sonne wärmte schon, die schmelzenden schwarzen Schneehaufen am Straßenrand schickten eilige Rinnsale über die Gehbahn.

Klemens hatte Helga seine Begleitung aufgedrängt. Er hatte sie auf der Gesellschaft am Abend vorher nicht gesehen und wollte genau wissen, in welcher Verbindung sie zu Gloria stand.

Helga hatte das Haus an diesem Abend verlassen, ehe er kam, und ahnte nicht, daß er mit ihren Eltern bereits bekannt war.

Peter Irlacher, der sich seltsam angeführt fühlte von ihrer Art, stapfte nebenher und horchte dem Wohlklang ihrer Stimme nach.

Klemens dachte fortwährend an Gloria, und Helga war die einzige, die fühlte, daß etwas geschehen war, daß dies nicht nur zwei Menschen waren, die man traf und wieder verlor, sondern daß hier ein Zusammenwachsen, eine Zusammengehörigkeit entstehen konnte, weit über Durchschnittsbekanntschaften gehend. Sie hätte nicht erklären können, weshalb sie so fest davon überzeugt war, aber sie war restlos darüber. Es war nicht nur Klemens und sein Lachen, das ihr naheging, auch der komisch fahrige Mann an ihrer rechten Seite, der Peter Irlacher hieß, gefiel ihr besser als die ganze Meisterklasse von Professor Gereling zusammengenommen.

Peter Irlacher war groß, hünn, hatte vornüberhängende Schultern und eine etwas spitze Nase. Seine schwarzen, runden Augenlinsen sahen mit unbarmherziger Sachlichkeit den Dingen auf den Grund. Helga spürte seine Absolutheit und fühlte sich wohl in seiner Nähe.

„Sind Sie Sonnabend gut heimgekommen?" fragte Klemens.

Sonnabend? Er hat sie also doch auf dieser Gesellschaft kennengelernt, dachte Peter.

„Danke, nachdem Sie mich so vorsorglich in eine Taxi gesetzt hatten —"

„In welche Richtung wohnen Sie?" fragte Klemens.

„Zur Venusstraße", antwortete Helga.

„Wohnen Sie dort?" Klemens' Stimme klang befriedigt und allzeitlich ärgerlich.

„Ja, natürlich! Warum wundern Sie sich so?"

Die Sonne wärmte es gut, zu gut für die noch winterlich gekleideten Menschen. Klemens nahm seinen Hut ab.

„Ich nein, ich wundere mich nicht", sagte er und atmete tief.

Er hat wunderbar abgeteiltes Haar, dachte Helga. Ich finde ihn überhaupt ganz besonders nett, ja, das finde ich!

„Wissen Sie schon, was Sie zur Ausstellung arbeiten werden?" fragte Peter Irlacher.

„O ja, ich bin beinahe fertig mit dem Bild", antwortete Helga. „Eine Madonna", erklärte sie, und ein merkwürdiges Lächeln lag dabei um ihre Lippen.

Ihre Oberfläche ist zwar bestrickend, aber das Interessante und Anziehendste an ihr ist doch ihre Hintergründigkeit, die man fühlt und nicht recht benennen kann, überlegte Peter.

„Der einzige, der noch nicht weiß, was er ausstellen soll, scheine ich zu sein", meinte Klemens. „Ich werde jetzt aber anfangen."

„Oh, und ich weiß als einziger, was Sie malen werden!" Helga lachte ihm zu. Das vergnügte Grübchen entstand in ihrer linken Wange, und ihre Augen strahlten eine kraftvolle Unbekümmertheit aus, die mitreißend war.

„Nun gerade!" antwortete Klemens und lächelte zurück.

„Interessiert es Sie auch, zu erfahren, was ich ausstellen werde?" fragte Peter Irlacher.

„Aber natürlich, haben Sie schon etwas fertig?"

„Peter hat immer etwas fertig. Er ist ein Arbeitstier", erklärte Klemens.

„Wollen Sie mich mal besuchen, bei mir im Atelier?"

„Aber ja, gern."

Peter riß eilig ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb ihr die Adresse auf.

Klemens lächelte halb anerkennend, halb feststellend in sich hinein. An der Omnibushaltestelle trennten sie sich.

•

Eduard Hörl wohnte hinter Spandau in einem schmalbrüstigen Einfamilienhaus. Drei große Tannen verdeckten beinahe die ganze Vorderfront. Man sah nur wenig von dem grauen Anstrich und den schmalen, hohen Fenstern.

In den kleinen Vorgärten der umliegenden Häuser blühten Blumen, grünte Rasen. Eduard Hörls Vorgarten war gepflastert, und nur um die drei Tannen herum war je ein runder Ring schwarzer, krümeliger Erde frei. Das Haus sah sauber und sehnsüchtig gepflegt aus, wirkte doch unwohnlich, irgendwie freudlos. Den großen Hintergarten verschloß eine dichte Hecke aus Lebensbaum vor den Blicken der Nachbarn.

Eduard Hörl war kein Gärtner. Seine Gedanken waren so ausschließlich auf technische Probleme gerichtet, daß er dafür keinen Sinn hatte. Deshalb war auch kein Rasen in seinem Garten, der jede zweite Woche geschnitten werden mußte wie bei seinem Nachbarn, sondern eine Wiese, eine richtige Wiese, auf der im Sommer Unkraut blühte und hohe Gräser. In der Mitte stand ein riesiger alter Birnbaum, der höher war als das Haus, höher als die Tannen, beinahe so hoch wie die gerade gewachsene Birke, die am anderen Ende des Grundstücks stand.

Eduard Hörl lebte allein in dem Haus, das fünf Zimmer hatte. Morgens, wenn er fortging, kam eine alte Frau, die in der Nachbarschaft wohnte und machte Ordnung. Sie besorgte seine Einkäufe, pflegte die Wäsche und tat das Wenige, das zum ordentlichen Aussehen des Gartens nötig war.

Eduard Hörl bewohnte ein kleines, spartanisch einfaches Schlafzimmer und eine schöne helle Wohnstube mit schimmernden Biedermeiermöbeln und duftigen Tüllgardinen. Alle anderen Räume im Haus dienten der Technik.

Er hatte seit Jahren alles, was er erübrigen konnte, in seine Arbeit gesteckt und besaß ein Labor mit teuren Versuchs- und Meßgeräten, eine kleine Werkstatt mit Drehbank, elektrischer Bohrmaschine und einer verwirrenden Vielfalt von Werkzeugen. Im größten Zimmer des Hauses standen nur ein riesiger Tisch, ein Reißbrett und ein Stahlschrank.

Eduard Hörl war für keinen Menschen verantwortlich. Sein Geldbeutel und seine Sorge gehörten einem Hund, der ihm vor Jahren einmal zugelaufen war und sich nicht wieder wegjagen ließ, einem dicken Kater, der Peter hieß und pünktlich eine Stunde vor seiner Heimkehr auf einem Gartenstuhl saß und ihn erwartete, und den alten Goldfischen in dem kleinen zementierten Teich vor dem Birnbaum, die den Winter über in einem großen Aquarium im Wohnzimmer untergebracht waren und dick und träge, wie schlenkernde Weihnachtskarpfen im Gebälter eines Fischhändlers, auf und ab schwammen.

An diesem Märztag, an dem Helga Brandelius zwei neue Bekanntschaften gemacht hatte, kam Eduard Hörl mit ihrem Bruder Adrian Brandelius die Straße herauf.

Hörl hatte den merkwürdig unruhigen Gang, den Menschen haben, deren Füße gewohnt sind, sich ohne die Aufmerksamkeit ihres Besitzers ihren Weg suchen zu müssen. Mit einem guten Lächeln hörte er auf die Erzählung Adrians. Der junge Brandelius hatte in ihm so etwas wie einen väterlichen Freund gefunden und begleitete ihn, wie so oft in den letzten Wochen, nach Haus.

(Fortsetzung folgt)